

Pierre de Loch

Der Tod: das letzte Schweigen Gottes

Als Mitglied der Sektion Spiritualität wurde ich über den Plan eines Heftes zum Thema «Wo ist Gott?» um Rat gefragt. In meiner Antwort hatte ich «einen Beitrag über ein gewisses Schweigen Gottes in der letzten Lebensphase, also in der Prüfung des Todes» vorgeschlagen. Der Beitrag hätte von jemandem geschrieben werden sollen, der im Begleiten Sterbender erfahren ist. Das ist bei mir nicht der Fall. Ich war daher erstaunt, als die Sektionsleiter mich baten, das Thema selbst zu behandeln. Ich empfand auch eine gewisse furchtsame Scheu, darüber zu schreiben. Denn wenn ich dieses Thema bearbeiten soll, bin ich gezwungen, ihm auf den Grund zu gehen, mich ihm stärker persönlich zu stellen, mich auf dieses geheimnisvollste Geschehen in der menschlichen Existenz einzulassen. Ich trage diesbezüglich seit langem eine persönliche Intuition mit mir herum und habe sie auch schon in einem Buch kurz dargelegt, dessen Veröffentlichung schon mehr als zwanzig Jahre zurückliegt (Et pourtant je crois!, Paris 1970); diese Intuition ist in mir langsam herangereift. Ich muß sie jetzt also in einer höchst persönlichen Fragestellung genauer umreißen und erklären.

Wenn ich vom «Schweigen Gottes» spreche, nehme ich die Antwort zum Teil schon vorweg. Es ist doch verwunderlich, daß Gott in diesem entscheidenden Augenblick des Todes schweigt; oder wenn er doch spricht, fragt man sich, warum wir sein Wort nicht erfassen, auch wenn Gottes Existenz und Gegenwart gar nicht bezweifelt wird. Indessen kann das Schweigen Gottes eine noch grundlegendere Möglichkeit verdecken: die Abwesenheit und letzten Endes Nichtexistenz Gottes. Was wir Schweigen Gottes nennen, führt also vor eine doppelte Frage. Die eine betrifft die Gründe, warum wir im Ver-

lauf dieser Endphase das von Gott herkommende Wort nicht vernehmen; die andere fragt sich sogar, ob nicht diese Abwesenheit ganz einfach die Nichtexistenz Gottes anzeigt. Die Prüfung des Todes ist daher vielleicht dermaßen total und radikal, auch für den «Gläubigen», daß sie zu einer Konfrontation mit der wesentlichen Einsamkeit und möglicherweise sogar mit der Aussicht des Nichts führt. Darauf richtet sich vermutlich der letzte bewußte Blick des noch Lebenden.

Wir wissen nicht, was der Mensch in dieser letzten Stunde seiner Existenz erlebt. Niemand ist zurückgekommen, um uns davon Kunde zu bringen. Jesus selbst läßt im Gleichnis vom bösen Reichen erkennen, daß es zwecklos wäre, wenn einer zurückkäme, um uns vom Jenseits zu berichten; wir würden doch nicht auf ihn hören, während uns doch die Zeichen, die uns Licht geben können, in die Augen springen (Lk 16,31) Gewiß, die Zeugnisse jener, die dem Tod nahegestanden haben und oft in Lichtbegriffen von einer Erfahrung reden, sind nicht zu verachten. Aber diese Zeugnisse erlauben keine Schlußfolgerungen über das, was man erleben wird beim endgültigen Hinübergang, den diese Leute ja noch gar nicht hinter sich hatten. Die Todesnähe ist nicht der Tod selber.

Es ist nicht möglich, über den bewußten, existentiellen Inhalt dieser letzten Phase irgendeine Vorstellung zu haben; noch vergeblicher ist es, sich ein Bild machen zu wollen, wie man selbst diesen Augenblick erleben wird. Wollte man das doch versuchen, hieße das glauben, man könne das Unbekannte bekanntmachen. Es wäre eine Absage an das letzte große Abenteuer der menschlichen Existenz.

Unser Dasein ist Endlichkeit

Ich muß zunächst die gegenwärtige Realität ernst nehmen; es ist die einzige, die ich erfassen kann. Es geht darum, mit einer verborgenen, schwer faßbaren und oft ins Unterbewußte abgedrängten Furcht zu leben, anders gesagt, mich selbst in meiner Dimension als persönliche, grundlegend durch die Endlichkeit geprägte Existenz zu erkennen und anzunehmen. Ich bin, wie vermutlich jedermann, ständig versucht, dieser Endlichkeit auszuweichen. Ich versuche das in meinem Erleben und Unternehmen, aber auch in dem, was mich tief mit dem anderen ver-

bindet. Es handelt sich darum, die Grenzdimension, das heißt den in jeder menschlichen Wirklichkeit gegenwärtigen Anteil an Endlichkeit und Tod zu integrieren. Würde man das verneinen oder nicht wissen wollen, würde das die Wahrheit und Eigentlichkeit alles dessen, was erlebt und gelebt wird, verfälschen.

Ich hatte jahrelang die Aufgabe, eine Arbeitsgruppe über das Hauptthema Tod zu leiten. Ein Dutzend Erwachsene aus unterschiedlichen Denkhorizonten brachten in freiem Gespräch ihre Besorgnisse und Wünsche, ihre Ansichten über den Tod, den ihren oder den ihrer Angehörigen, zum Ausdruck. Jedesmal erzeugten die Gespräche in uns eine erneuerte Freude, einen erneuerten Sinn für das Leben. Das Leben wurde besser erfaßt und mit seinen Bedingtheiten und Grenzen freier angenommen, Bedingtheiten, die es eingrenzen, sein Gewicht, seinen Preis, seine Dichte und seine Freude schärfen und erhellen.

Geheimnisvolles Menschsein, das stets von Vollkommenheit, Fülle und Unendlichkeit träumt, und doch seiner Existenz nur dann Sinn verleihen und Glück erwerben kann (ein Glück, das stets mit dem der anderen verbunden ist), wenn es in der mit dem Siegel unausweichlicher Bedingtheiten gezeichneten Wirklichkeit bleibt.

Wir machen sehr früh schon die Erfahrung der Endlichkeit, wir werden uns ihrer nämlich schon bewußt, sobald wir entdecken, daß wir nicht alles können, daß schon die Wahl einer bestimmten Speise, einer bestimmten Theatervorstellung, eines bestimmten Berufs oder einer persönlichen Beziehung notwendig Verzicht in sich schließt. Und wem eine vorübergehende oder dauerhafte Behinderung so zahlreiche, als «normal» angesehene Möglichkeiten nimmt, der wird diese Begrenzungen noch härter erfahren. Jedem werden sie bewußt, wenn er erlebt, daß der Umfang seiner physischen, intellektuellen, affektiven und anderer Fähigkeiten nicht unbegrenzt ist. Was unternimmt man nicht alles, um sich selbst zu betrügen, sich selbst diese Grenzen zu verheimlichen, die doch unser Eigensein bestimmen!

Eine Moral des Unwirklichen

Das Nein zu dieser Endlichkeit, die wir doch eigentlich sind, führt oft zu einer gewissen «ob-

jektiven» Moral, die den je subjektiven Lebensweg gar nicht einrechnet und sich gar nicht mit der je persönlichen Entscheidung, die in der Realität des hier und jetzt Möglichen gefällt wurde, abgibt. Der «Perfektionismus» lehnt das wirkliche und nicht erträumte Menschsein ab; nicht nur regt er den Gang in die Zukunft nicht an, er lähmt ihn vielmehr und entmutigt ihn. Die Vervollkommnung eines endlichen Wesens ist eine Aufgabe, die nach dem Rhythmus eines jeden einzelnen zu erfüllen ist, wie Benjamin Franklin sagte: «An meinem Todestag werde ich endlich mit meinem Geborenwerden zu Ende sein». Es geht darum, unablässig eine Persönlichkeit zu gestalten (per-ficere), deren Hauptelemente uns zwar gegeben sind, die sich aber nur dann zu einem einmaligen, personalen Wesen ausgestalten können, wenn wir tagtäglich an ihnen schmieden. Das Leben findet auf diesem ständigen Gang in die Zukunft seine Gestalt. Die Lebensfreude liegt nicht im erreichten Ziel, sondern im Wirken steter Schöpfertätigkeit. An der Stirnseite des Palais Chaillot in Paris kann man lesen: «Jeder Mensch schafft, ohne es zu wissen, genauso wie er atmet, ohne daran zu denken. Der Künstler aber weiß zutiefst, daß er schafft. Sein Tun nimmt sein ganzes Sein in Anspruch. Seine Mühe gibt ihm Kraft». In gewissen Augenblicken ist jedermann Handwerker und Künstler; er erkennt sich als schöpferisch Schaffender, und sei es auch in anscheinend unbedeutenden Dingen. Dies ist eine mögliche, ja häufige Freude, falls man sich in seiner begrenzten Wirklichkeit erkennt und annimmt.

Die Illusionen des Unendlichen

Wir müssen auch allmählich entdecken, daß der Wert eines persönlichen Einsatzes nicht notwendig in dessen Endgültigkeit liegt. Wie schwer ist es auch hier, das Endlichsein anzunehmen, wie schwierig zuzugeben, daß gewisse Engagements jeden Sinn verlieren können, wenn man an ihnen um jeden Preis selbst über ihre Seinsberechtigung hinaus festhalten will. Eine Grenze ziehen mutet jedesmal wie ein Werk des Todes an. Und doch, gehört das nicht zum wirklichen Menschsein? Fliehen wir nicht vor den Forderungen der realen Welt, in der wir engagiert sind, wenn wir unablässig vom Unendlichen träumen? Legen uns Umstände, die von unserem Willen unabhängig sind, Grenzen

auf, geht das noch hin. Wir müssen sie wohl oder übel auf uns nehmen. Viel schwieriger ist es, die Verantwortung für gewisse Begrenzungen selbst zu tragen. Wieviele Situationen gibt es doch, in denen man sich für eine bestimmte Lösung entscheiden muß — nicht aus Selbstsucht oder Mangel an Großmut, wie man oft glaubt, sondern einfach, um nicht verschiedene auf dem Spiele stehende Werte zu verletzen — für eine Lösung also, die unvermeidlich in ein Dunkel getaucht ist, eine Lösung des kleineren Übels, die in einem bestimmten Fall konkret doch eine gute Lösung ist. Das ist keine Situationsmoral. Das ist eine Moral mit Sitz im Leben, eine Moral, die auf die konkrete Wirklichkeit eingeht, die einzige, existentiell gelebte Moral.

Es ist eine Forderung moralischer Reife, einen Anteil an Grenzen und damit an Tod anzunehmen und in gewissen Fällen im Dienst eines volleren Umgangs mit diesen unausweichlichen Wirklichkeiten unsere Endlichkeit sogar bewußt zu wählen. Kein Gesetz, keine der Person äußerliche Instanz kann an ihrer Stelle dieses oft intensive innere moralische Ringen entscheiden. Sind wir hier nicht im Brennpunkt der Spannung zwischen einer sozusagen objektiven, theoretischen Moral, die unter Absehen der existentiellen Umstände und Elemente dekretiert, und den inmitten immer einmaliger Situationen im Gewissen gefaßten Lösungen? Wir meinen die heißen Debatten über die Geburtenregelung (zuerst als unberechtigte Einschränkung und Lebensverweigerung aufgefaßt), über die Empfängnisverhütung, die künstliche Zeugung, die Abtreibung, die Euthanasie usw., ganz zu schweigen von noch kommenden schwierigen Fragen.

Eine Ethik jenseits der Ethik

Jede von einer Person gefällte ethische Entscheidung hat ein Schweigendes bei sich, ein Offenes, Geheimnisvolles — jenes Jenseits des Gesetzes, wenn die Normen nicht bis in die letzte Entscheidung für eine bestimmte Wahl mitgehen, hierher, wo jede noch so gültige Autorität verstummt, wo im letzten Grunde nur noch die freie und fordernde Verantwortung gilt. Geheimnisvolle Offenheit, die einem ganz persönlichen Engagement den Raum öffnet, einem Engagement, das sich gewiß nach den Normen

richtet, aber darüber hinaus im Namen innerlicher, eigentlich am stärksten fordernder Anrufe jenes über die Norm Hinausreichende auf sich nimmt.

Eine Ethik sogenannter christlicher Inspiration, die unter dem Anspruch, auf jede existentielle Frage die Antwort parat zu haben, diesen letzten und entscheidenden Anteil personaler Autonomie unterdrücken würde, würde eben damit der eigentlichen Dimension der menschlichen Verantwortung entgegenwirken. Das ist die ständige Versuchung einer Institution, die meint, sich an die Stelle des Schweigens Gottes zu setzen und für alles fertige Antworten liefern zu können. Man will die Möglichkeit ungenügender oder gar «schlechter» Lösungen ausschalten und schafft also die Last der persönlichen Autonomie beiseite, die doch unverzichtbar ist, damit ein Verhalten wirklich moralisch sein kann, das heißt, in freier Verantwortung übernommen. Es genügt nicht, in bloß äußerlicher Unterwerfung korrekt zu handeln, um sich im Bereich der Moral zu bewegen, um sittlich zu entscheiden.

Dieses für eine Existenz als persönliches Wesen und nicht als bloßes Individuum unverzichtbare Schweigen ist also wesentlich für jede echte menschliche Ethik, sei sie christlich oder nicht. Es läßt Raum für die konkreten Orientierungen und Entscheidungen, die letzten Endes der Person zukommen und die jedem erlauben oder erlauben sollten, sich auf das Niveau menschlicher Würde zu erheben.

Gleichzeitig waltet inmitten dieser Einsamkeit ein Wort, eine Gegenwart. Es ist Wort und Gegenwart Jesu, der Vertrauen schenkt. Er weist die Person in ihre Autonomie ein, verleiht ihr die Kühnheit, sie selber zu sein und es zu wagen, in ihrem Selbstsein bis zum Äußersten zu gehen. «Was meinst du, Simon?» (Mt 17,25); «Warum findet ihr nicht schon von selbst das rechte Urteil? (Lk 12,57); «Habt Vertrauen!» (Mt 14,27); «Ihr aber, für wen haltet ihr mich?» (Mt, 16,15); «Steh auf, nimm deine Bahre und geh!» (Joh 5,8). Und schon zu Abraham: «Zieh weg aus deinem Land» (Gen 12,1).

Nur das Schweigen der moralischen Autoritäten, wer immer sie auch sein mögen, öffnet den Zugang zu diesem eigentlich Menschlichen auf dem persönlichen Lebensweg, dorthin, wo der Mensch im tiefsten Grunde in verantwortlicher und freier Autonomie wählen muß, seine Gren-

zen, seinen Todesanteil auf sich nehmen muß, ohne die nichts wirklich gestaltet werden kann. Und dieses Schweigen wird weder Jesus noch der Geist Jesu mit einem normativen Wort und zwingenden Appellen füllen. Falls dieses Schweigen nicht doch wieder eingedämmt wird durch verunsichernde, weil unversicherte Worte!

Niedergang und Aufbruch

In dem Maße, in dem der Mensch — wie es von den Patriarchen heißt — reich wird an Jahren, wächst das Bewußtsein seiner eigenen Endlichkeit. Der Eindruck der Geschehnisse verliert an Kraft, teure Angehörige und Freunde gehen. Alles, was mir etwas bedeutet, alles, für das ich mich einsetze, alles, was mich interessiert — alles das wird nach mir ohne mich weiterbestehen. Wie werden sich Kirche und christlicher Glaube, die mir heute so am Herzen liegen und für die ich meine besten Kräfte einsetze, ohne mich weiterentwickeln? Was wird aus all dem werden, für das ich gearbeitet, für das ich mich begeistert habe? Was wird aus meinen Angehörigen werden, die mich doch zu dem gemacht haben, der ich bin? Alles das entgleitet meinem Zugriff, auf alles das werde ich nicht mehr einwirken.

Und doch wünsche ich jetzt schon, am Leben zu bleiben, obwohl ich mich von dieser Art und Weise, mich auf die Engagements und Beziehungen einzulassen, als müßten sie nicht aufhören, nach und nach freimache. Immer stärker prägt die Erkenntnis der Endlichkeit mein Dasein. Ist es eine Verkürzung, ein Schnitt, der abtrennt, oder ein Zugang zu mehr Wahrheit? Haben die Engagements, die Ereignisse und die Menschen weniger Gültigkeit, weil sie nicht unvergänglich, unverderblich sind und weil sie auch ohne mich weiterhin existieren werden? Ist es ein Schrumpfen oder ein Wachsen in der Wahrheit, wenn ich mich in dieser Welt, der einzigen, die ich kenne, in der ich gelernt habe und immer noch lerne, als Person zu existieren, im Tiefsten als nicht ewig erkenne und nach Möglichkeit auch annehme?

Endlichkeit und Auferstehung

Seit ich zu Agnostikern persönliche Beziehungen habe und die Rechtschaffenheit und den tie-

fen menschlichen Sinn etlicher, die nicht an ein Jenseits des Menschseins glauben, kenne, stellt sich mir die brennende Frage: Wie soll man den Glauben an die Auferstehung leben, integrieren und pflegen, ohne sich der jeder menschlichen Person innewohnenden Endlichkeit zu entziehen? Laufen wir nicht Gefahr, durch einen allzu schnellen Rückgriff auf die Ewigkeit der Endlichkeit ihren Stachel zu nehmen? Zaubert man da nicht alles so bitter Andrängende einfach weg: die Grenzen, alles Todesgeschehen des alltäglichen Menschendaseins und schließlich den unausweichlichen Tod?

Jesus selbst hat diese Spannung durchlebt, wie uns das die Zusammenschau der beiden folgenden Worte fühlen läßt: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» (Mt 27,46) und «Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist» (Lk 23,46). Die christliche Urgemeinde ist dieser Spannung teilweise entronnen, da sie an die unmittelbar bevorstehende Parusie glaubte und folglich ganz auf das Jenseits dieser Welt ausgespannt war. Die zwanzig Jahrhunderte Christentum sind geprägt von diesem ständigen Hin- und Hergerzerre zwischen der gegenwärtigen Wirklichkeit, die ganz ernst zu nehmen ist, und dem Abstand von der «Welt», einer Welt, deren einziger Sinn darin bestehen soll, den Himmel vorzubereiten. Die Rechtfertigung der geweihten Ehelosigkeit zum Beispiel oder gar der geschlechtlichen Enthaltbarkeit der Eheleute als Vorwegnahme der künftigen Wirklichkeiten macht die Schwierigkeit deutlich — die man vermutlich nie vollständig überwinden wird —, im Glauben an die Auferstehung zugleich auch in der ungeschmälernten Verantwortung für die gegenwärtige Wirklichkeit zu leben.

Endlichkeit macht aufnahmebereit

Wohl ist jeder Mensch ein schöpferisches Wesen, wohl erlangt er schrittweise seine Selbständigkeit, wohl ist er mit Recht leidenschaftlich um eine verantwortliche Freiheit besorgt; doch ist es entscheidend, daß er zugleich entdeckt, nur in Beziehung zum anderen, in der Aufnahme des von ihm Verschiedenen wirklich zu existieren und sich wahrhaft verwirklichen zu können. Die Theologie hat uns immer gezeigt, daß die Beziehung zum Wesen der Dreifaltigkeit selbst gehört; sie ist auch wesentlich für die menschliche Person. Wir existieren nur in Be-

ziehung. Nur innerhalb dieses Beziehungsgefüges verwirklicht ein jeder seine Identität. Folglich gehört die Aufnahmebereitschaft für den anderen zum Wesen der Person. In einer Welt, die sich zunehmend auf den Wettbewerb gründet, wo der andere so oft als Bedrohung empfunden wird und daher die Angst vor dem anderen verborgen an uns frißt, ist es höchst wichtig, vertrauen zu können, in den anderen — realistisch und hellichtig — ein unerschütterliches Vertrauen zu setzen. Das belebt ihn und ist für mich selbst belebend, ja lebensnotwendig. Nur dort, wo man Vertrauen wagt, wirkt man sich selbst, entfaltet man sich selbst in Wahrheit, nur dann, wenn man entdeckt, daß die Aufmerksamkeit auf den anderen, die Aufnahme des Verschiedenen nicht allein eine Tat der Hochherzigkeit ist, sondern die einer unverzichtbaren Wahrheit, um selbst als ein Beziehungswesen zu existieren.

Das ist eine langwierige und mühsame Lehre im vertrauenden Dialog. Die Beziehung ist weit davon entfernt, mich mir selbst zu rauben; sie schmiedet vielmehr mein Eigensein. Ich erbaue mich selbst in der Aufnahme des anderen. Der religiösen Glaube gehört in diese Sicht hinein. Unter der Bedingung freilich, daß man von dem Gespenst eines rachsüchtigen, zornmütigen und strafdrohenden Gottes weggekommen ist und im Licht des Evangeliums den Glauben über die Pflichten hinaus in den Bereich der Liebe emporgehoben hat.

Wenn nun auch das ganze Leben hindurch die vertrauensvolle Aufnahme einen wesentlichen Wert sowohl im Blick auf den anderen wie auch auf den Ganz-Anderen, auf Gott also, bedeutet, so bleibt doch wahr, daß ich mich selbst aufbauen muß, daß ich auf meine eigenen Kräfte zählen, meine eigene Verantwortung übernehmen muß. Zwischen der Bereitschaft und der so persönlich wie möglich gestalteten eigenen Bejahung ist fortwährend ein rechtes Gleichgewicht zu finden. Was hinsichtlich der anderen richtig ist, ist es umso mehr im Blick auf Gott, den Gott Jesu Christi, der uns frei haben will, fähig zu selbständigen Entscheidungen, aufrecht.

Damit nichts als Vertrauen übrigbleibe

Der Gedanke, daß der Tod die Folge der Sünde sei, gefällt mir immer weniger. Ich verstehe ihn als dem in Endlichkeit Geschaffenen wesentlich

innewohnende Wirklichkeit. Sollte die Schlußphase des Lebens mit ihrer wachsenden Begrenztheit, ihrer verstärkten Abhängigkeit von den anderen bis hin zum Tod, dem unter gewissen Gesichtspunkten anscheinend skandalösen Fall für ein mit Bewußtsein ausgestattetes Lebewesen, für den «Gläubigen» nicht eine erstrangige Bedeutung haben? Ich frage mich wirklich, ob diese Endphase der Existenz, in welcher man nichts mehr aus sich selbst vermag, in welcher man nichts mehr ist als totale Abhängigkeit, nicht absolut notwendig ist, um sich der Fülle Gottes ganz öffnen zu können.

In dieser Phase macht alles dem Schweigen Platz. Unser persönliches Selbstseinwollen, unsere Verdienste und Tugenden, unsere sogenannten «Rechte» auf Belohnung und sogar unsere Ideen über das Jenseits, über eine ewige Seligkeit — alles das hat kein Gewicht mehr. Das Schweigen herrscht, und vielleicht sogar ein gewisses Schweigen Gottes. Es ist notwendig, damit in dieser Stunde nur noch das Vertrauen bleibt. Keine Wegzehrung mehr, kein Viatikum. Es geht darum, zu vertrauen. Es geht um ein Vertrauen, das von nichts mehr verdunkelt, verstellt, geschwächt oder begrenzt wird. Um ein ins Äußerste gesteigertes Vertrauen. Denn letzten Endes hat angesichts Gottes nur eine vorbehaltlose Annahme Sinn. Alle Beschränkung dieser Annahme durch Festhalten an Verdiensten oder sonst etwas würde dem absoluten Vertrauen im Wege stehen.

Abbild des dreieinigen Gottes

In dieser letzten Phase des Daseins bin ich gerufen, mich in ganz besonderer Weise der kindlichen Hingabe Christi anzuschließen. Vermutlich kann ein gewisses, gut in der theologischen Tradition verankertes Verständnis der Dreifaltigkeit diese letzte Etappe der Existenz aufhellen: Das «Wort» kann nur dann ganz genauso Gott sein wie der «Vater», dieser Urquell allen Seins, auch des göttlichen, wenn es bei aller Unterschiedenheit in keiner Weise sich selbst genügen will, sondern die erste, sagen wir die Urgabe, vollständig in sich aufnimmt. Wollte der Sohn in irgendetwas durch sich selber sein, wäre irgendetwas in ihm nicht Empfangenes, Aufgenommenes, dann wäre er nicht so total Gott wie die «Quelle». Und dies nach dem Maße des «Vaters», der auch nicht so vollständig Vater wäre,

würde er etwas für sich behalten. Vollkommene Kommunikation der Fülle des Seins, in je anderem Besitz, sei es als Gegebenes, sei es als Empfangenes, aber auch Existierendes in dem Maße, wie in dieser vollkommenen Kommunikation nichts zurückbehalten wird, weder auf seiten der Gabe noch auf seiten des Empfangs.

Diese Formulierungen sind sicher gänzlich unbeholfen. Aber sie sagen uns doch vielleicht etwas Wesentliches über unser nach dem Bild Gottes geschaffenes Sein und über den Sinn des Todes. Unser ganzes Leben hindurch gestalten wir uns als personale Wesen, als Träger einer einmaligen Identität. Hätte dann am Ende dieses Abenteuers, an der Schwelle des «von Angesicht zu Angesicht» mit dem Ewigen nur allein die kindliche Aufnahmebereitschaft Sinn? Die Zeit ist ja dann vorbei, daß wir uns selbst auch nur ein wenig genügen könnten. In diese kindliche Haltung hat uns Jesus von Nazaret durch sein Leben und seine Lehre eingeführt. Es bleibt in dieser letzten Phase unseres Lebens in dieser Welt nur noch eines: Sohn oder Tochter sein, restlos unser Kindsein bejahen, fortan nicht mehr in schaffender Tat, nur noch in grenzenloser Offenheit für das Vertrauen, für den Glauben. Nicht für den Glauben an «die Wahrheiten, die man glauben muß», nicht für den Glauben an unsere Verdienste oder die der Kirche, sondern für den ganz auf Gott gesammelten Glauben. Weil er Gott ist, Gott mit uns und für uns. Wenn es Gott gibt, dann kann ich das «von Angesicht zu Angesicht» nur in der Hingabe erreichen.

In dieser Hinsicht fällt es mir schwer, in bezug auf den Tod und auf das Jenseits Gewißheiten zu behaupten. Gewiß sein heißt ja doch, in sich und im Menschsein Gründe, Rechtfertigungen, Garantien, Beweise usw. zu finden. Es handelt sich immer weniger um Gewißheiten, sondern immer mehr um eine Hoffnung, die sich abklärt und in ihre letzte Wahrheit vordringt. Es wirkt in der Hoffnung eine Selbsthingabe, eine ganz aus Vertrauen bestehende Haltung. Ein durch jene Ewigkeitskeime vorangetriebenes Vertrauen, die bereits unseren irdischen Lebensweg beleben.

Es ist, wie mir scheint, von größter Wichtigkeit, daß in dieser letzten Phase, dieser Fermate unserer irdischen Existenz, die einzige, wahrhaft lebensnotwendige Triebfeder unserer Existenz im Vertrauen in Gott besteht. Gleichermä-

ßen wichtig ist es aber, daß der zu möglichst offenem Vertrauen aufgeforderte und eingeladene Sterbende gleichzeitig von allen jenen herzlichen menschlichen Beziehungen umgeben bleibt, die ihn im Lauf seines Daseins geweckt, gerufen und an das Vertrauen auf den anderen gewöhnt haben.

Das Schweigen, das in dieser letzten Phase wesentlich wird, ist zu allererst unser Schweigen uns selbst gegenüber, die Stille alles dessen, was uns erfinderisch, kämpferisch und schöpferisch gemacht hat; das Schweigen auch unserer Ideen von Gott, unserer Bilder vom Jenseits, der Aufrechnung unserer Tugenden, unserer Fehler, unserer Schuld und unserer Verdienste, alles dessen, durch das wir — und allzu oft auch die kirchliche Institution — uns zu versichern oder zu beunruhigen neigten. Nichts bleibe mehr als das vertrauende Erwarten.

Ist es auch Schweigen Gottes? Wer kann das sagen? Jedenfalls ist unser einzig aus Hingabe bestehendes Schweigen unentbehrlich. Nur so geben wir der Zärtlichkeit Gottes Raum, die allein diesen Übergang, dieses Pascha mit Sinn, Leben und Freude erfüllen kann.

Aus dem Französischen übers. von Arthur Himmelsbach

PIERRE DE LOCHT

1916 in Brüssel geboren. 1940 zum Priester geweiht. Doktor theol. (Universität Löwen). Seit 1946 in der Familienpastoral (Ehevorbereitung, Familiengruppen, Eheberatungszentren) tätig. 1957-1958 Professor für Moraltheologie an der theologischen Fakultät Lovanium (Zaire). Gründer des C.E.F.A. (Centre d'éducation à la famille et à l'amour). Ab 1967 (heute emeritierter) Dozent an der Universität Löwen im Institut für Familienwissenschaften und Sexologie. Verschiedene moralwissenschaftliche Beiträge, vor allem in Sexualethik. Hauptsächliche Veröffentlichungen: *A la mesure de son amour*, Paris 1961; *Harmonie des vocations*, Tournai 1965; *La morale conjugale en recherche*, Tournai 1968; *Et pourtant je crois*, Tournai 1970; *Les risques de la fidélité*, Paris 1972; *Les couples et l'Eglise: chronique d'un témoin*, Paris 1979; *J'espère être croyant, itinéraire d'un croyant*, Paris 1981; *Pour une approche plus sereine... à propos de l'avortement*, Brüssel 1982; *L'avortement, les enjeux d'un débat passionné*, Brüssel 1985. Anschrift: Rue de la Prévoyance, 58, B-1000 Brüssel (Belgien).